

Aleida Assmann / Ulrich Gaier / Gisela Trommsdorff  
(Hrsg.)

# Zwischen Literatur und Anthropologie

Diskurse, Medien, Performanzen

**gnV** Gunter Narr Verlag Tübingen

*Umschlagabbildung:*

Albert Krüger, Initiale, in: „Pan“, Erster Jahrgang 1895/1896, vol. IV, S. 250

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

© 2005 · Gunter Narr Verlag Tübingen  
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Werkdruckpapier.

Internet: <http://www.narr.de>  
E-Mail: [info@narr.de](mailto:info@narr.de)

Gesamtherstellung: Hubert & Co., Göttingen  
Printed in Germany

ISSN 1436-4573  
ISBN 3-8233-6144-9

# Inhaltsverzeichnis

*Aleida Assmann, Ulrich Gaier, Gisela Trommsdorff*  
Vorwort..... 7

## I. Drei Forschungsprogramme

Antrag auf Einrichtung eines SFB „Literatur und Anthropologie“ (1995) ..... 11

Erster Verlängerungsantrag (1998) ..... 29

Zweiter Verlängerungsantrag (2001) ..... 67

## II. Diskurse

*Hans Robert Jauss*  
Karl Löwith und Luigi Pirandello: „Das Individuum in der Rolle des Mitmenschen“ – wiedergelesen..... 87

*Renate Lachmann*  
Der Einbruch des Phantasmas in den realistischen Text – Gončarovs „Oblomovs Traum“ ..... 117

*Ruth Groh*  
Theologische und philosophische Voraussetzungen der Rede vom Buch der Natur ..... 139

*Dieter Groh*  
Die Entstehung der Schöpfungstheologie oder der Lehre vom Buch der Natur bei den frühen Kirchenvätern in Ost und West bis zu Augustin ..... 147

## III. Medien

*Felix Thürlemann*  
Bild gegen Bild. Für eine Theorie des vergleichenden Sehens ..... 163

*Eva Horn*

Der Mensch im Spiegel der Schrift. Graphologie zwischen populärer  
Selbsterforschung und moderner Humanwissenschaft ..... 175

*Almut Todorow, Sven Grampp, Bernd Schmid-Ruhe*

Medien unter Verdacht: Selbstreflexivität als Glaubwürdigkeitsstrategie... 201

*Stefan Kramer*

Bilder des Anderen und der kulturelle Ort des Fernsehens ..... 227

#### **IV. Performanzen**

*Helga Kotthoff*

Die Sozio-Logik der rituellen Trauer in Georgien ..... 243

*Stefan Rieger*

Tautologisches Telefonieren. Wie man am Apparat mit sich selbst  
kommuniziert..... 267

*Penelope Brown and Stephen C. Levinson*

Frames of Spatial Reference and their Acquisition in Tenejapan Tzeltal..... 285

*Elizabeth Couper-Kuhlen*

Prosodische Stilisierungen im Gespräch ..... 315

*Susanne Günthner*

Fremde Rede im Diskurs: Formen und Funktionen der Polyphonie in  
alltäglichen Redewiedergaben..... 339

#### **V. Forschungsbericht**

*Reinhard Jonas*

Der menschliche Körper ..... 363

Stefan Rieger

## Tautologisches Telefonieren. Wie man am Apparat mit sich selbst kommuniziert.

„Sie sehen daraus, meine Herren, welch bewundernswerthe, mit dem empfindlichsten Froschnerv und dem erregbarsten Galvanometer rivalisirende Feinheit der Wahrnehmung unser mit dem Telephon bewaffnetes Gehörorgan besitzt.“<sup>1</sup>

### I.

Auch wenn die Medientheorien dieser Welt den Eindruck immer wieder nahelegen oder gar erzwingen wollen: Die Ordnung des Wissens und die Ordnung der Medien sind nicht nur Ordnungen ihrer jeweils kommunizierten Inhalte. Jene Fixierung auf die *message*, nach deren Maßgabe die Menschen entweder aufgeklärt oder für dumm verkauft werden, ist ein Denkwang, der mit der Rede von den Medien gleichursprünglich scheint.<sup>2</sup> Was sich über das Verhältnis von Medien und Wissen sagen lässt, ist aber zugleich eine – wenn auch kaum erzählte – Geschichte von Störungen, eine Geschichte von Strategien und Veranstaltungen, die an der geläufigen Semantik von Kommunikation um Haarschärfe vorbeigeht und von dieser nicht erfasst wird. Diese Verfehlung steht nun ihrerseits im Zeichen einer ganz anderen, einer die Kommunikation und deren Parameter gezielt unterlaufenden Strategie. Ein in der Alltagssemantik kaum eingespielter Gegenbegriff zur omnipräsenten Rede von der *Kommunikation* erschließt diesen anderen Raum, und mit ihm eine ganz andere Rolle dessen, was aus welchen Gründen auch immer Medien genannt wird, um diese dann mit den Kommunikationsmedien gleichzusetzen und schlussendlich eben auch zu verwechseln.<sup>3</sup> Es ist der höchstens nachrichtentechnisch verbreitete Begriff

---

<sup>1</sup> Arthur Hartmann, „Eine neue Methode der Hörprüfung mit Hülfe elektrischer Ströme“, in: *Verhandlungen der physiologischen Gesellschaft zu Berlin*, VII. Sitzung am 11. Januar 1878, 24-26, hier: 26.

<sup>2</sup> Zur Orientierung an der *message* sowie ihrer Gleichsetzung mit dem Medium vgl. Marshall McLuhan, *Die magischen Kanäle. 'Understanding Media'*, Düsseldorf, Wien 1968.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Friedrich Kittler, „Geschichte der Kommunikationsmedien“, in: Jörn Huber, Alois Martin Müller (Hg.), *Raum und Verfahren. Interventionen 2*. Basel, Frankfurt/M. Zürich 1993, 169-188. Eine alternative Bestimmung von Kommunikation, die nicht in der Auflistung identifizierbarer Inhalte aufgeht, stellt die Systemtheorie zur Verfügung. Vgl. etwa Niklas Luhmann, „Was ist Kommunikation?“, in: Fritz. B. Simon (Hg.), *Lebende Systeme. Wirklichkeitskonstruktionen in der systemischen Therapie*, Frankfurt/M. 1997, 19-31.

der *Interzeption*, der die Allgegenwart der Kommunikation, ihrer Medien ebenso wie ihrer Geschichtsschreibung, in die Schranken weist, und das unabhängig davon, wie komplex Kommunikation dabei im Einzelfall veranschlagt wird. Das gilt allerdings nicht für deren Theorie und damit auch nicht für die Theoriebildung der Kommunikationswissenschaft selbst. Deren Gründungsschrift, Claude Elwood Shannons und Warren Weavers *The Mathematical Theory of Communication* von 1949, operiert sehr gezielt vor dem Hintergrund militärischer Interzeption und der Kryptographie als ihrer zeichentechnischen Operationsbasis, auch wenn gerade dieser Befund von der Kommunikationswissenschaft weitgehend stiefmütterlich behandelt oder gar vollends ignoriert wird.<sup>4</sup> Aber auch andere Untersuchungen wie die *Communication Theory of Secrecy Systems* stehen dafür ein, dass solche vermeintlichen Spezialfälle im verdeckten Zeichengebrauch keine sind, und, wie gerade der Blick in das Barock verdeutlicht, auch nie welche waren. Die Theoriebildung der Kommunikation gewinnt gerade umgekehrt die mathematische Präzision ihrer Konzepte aus Verfahren der Interzeption. Das gilt vor allem für die Ausarbeitung von so basalen Konzepten wie dem *Rauschen* und der *Information*.<sup>5</sup>

Doch die Rede von der Interzeption droht zunächst ein weiteres Mal das angestrebte *Jenseits* kommunizierter Inhalte zu verfehlen. Das ist dann der Fall, wenn man – dem Lexikon, dem Lateinischen, dem Kriegsjargon oder den Spuren einer Paranoia folgend – *Interzeption* lediglich als operatives Verfahren zur Nachrichtenkontrolle, zur Nachrichtenüberwachung und zu einem Abhören veranschlagt, dessen Konstituens darin besteht, für die so genannten Kommunikationspartner selbst unbemerkt bleiben zu müssen. Aller Habermas-Euphorie dieser Tage zum Trotz sind damit Phänomene bezeichnet, die einer kritischen Theorie rationaler Kommunikation nicht oder eben nur unzureichend in den Blick geraten.<sup>6</sup> Doch mit der letzten Spezifikation, die der konstitutiven Blindheit von Kommunikationspartnern gegenüber dem Akt der Interzeption selbst gilt, ist ein Moment aufgegriffen,

<sup>4</sup> Vgl. dazu Claude Elwood Shannon, Warren Weaver, *The Mathematical Theory of Communication*, Urbana 1949, ders., „Communication Theory of Secrecy Systems“, in: *Bell System Technical Journal*, 1949, 656-715, sowie ders., *Ein Aus. Ausgewählte Schriften zur Kommunikations- und Nachrichtentheorie*, hrsg. von Friedrich Kittler, Peter Berz, David Hauptmann, Axel Roch, Berlin 2000. Vgl. ferner zum Sachstand der Kommunikationswissenschaft Roland Burkart, *Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umrisse einer interdisziplinären Sozialwissenschaft*, 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage, Wien u.a. 2002.

<sup>5</sup> Vgl. dazu Friedrich Kittler, „Signal – Rausch – Abstand“, in: Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt/M. 1988, 342-359, sowie Stefan Rieger, „Information“, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.), *Gedächtnis, Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek bei Hamburg 2001.

<sup>6</sup> Zur Interzeption im Rahmen der Kryptographie vgl. Stefan Rieger, „Die Polizei der Zeichen. Vom Nutzen und Nachteil der Arabeske für den Klartext“, in: Gabriele Rippl, Susi Kotzinger (Hg.), *Zeichen zwischen Klartext und Arabeske*, Wien u. Amsterdam 1994, 143-160.

das in Richtung einer alternativen Bestimmung weist. Gibt es doch Varianten von Interzeption, die nicht von vorhandenen, identifizier- und abhörbaren Inhalten einer geglückten oder misslingenden Kommunikation ausgehen, sondern davon, dass diese Inhalte selbst konstitutiv verstellt bleiben. Darüber, wie das gehen soll, gibt ausgerechnet das Telefon beredt Auskunft. Am geschwätzigsten Kommunikationsmedium par excellence erhält die Interzeption als das vermeintlich ganz andere des Nachrichtenverkehrs eine Bestimmung, deren Geschichte sich wie die eines gezielten Medienmissbrauches liest.<sup>7</sup>

## II.

Die Voraussetzung dafür, dass Menschen jenseits kommunizierter Inhalte Gegenstand von Interzeption werden, dabei dann mit sich selbst, genauer: mit Teilen ihres eigenen Körpers in Kontakt geraten und in letzter Konsequenz auch noch telefonieren können, ist eine scheinbar unscheinbare semiotische Besonderheit der Apparatur. Es ist diese Besonderheit, die zugleich das allen technischen Apparaten Gemeinsame ausmacht – ihre Dummheit oder Gleichgültigkeit gegenüber dem, was aus irgendwelchen Gründen der Zuständigkeit und des Gebrauchs von Possessivpronomina *ihre* Inhalte genannt wird.<sup>8</sup> Genau diese Gleichgültigkeit ist es denn auch, die in unterschiedlichen Anordnungen und vorbei an allem regulären Telefonverkehr miteinander sprechender Verkehrsteilnehmer das Telefon für die Ordnung des Wissens ins Spiel bringt. Doch was bezeichnet überhaupt den Normalfall des Fernsprechens? Vereinfacht beschrieben setzt das analoge Telefon Schwingungen in elektrische Spannungen um, die nach ihrer Übertragung wieder in akustische Schwingungen rückübersetzt werden. Ist die Schwingungsquelle ein Mund und der Schwingungsempfänger ein Ohr, so liegt die Standardnormalanordnung aller Telefonie zu Grunde, und einem Gespräch steht nichts mehr im Wege.<sup>9</sup> Mikrophon und Lautsprecher, diese beiden inversen Teile einer jeglichen Telefonanordnung, machen diese Transformation möglich – allerdings nicht oder nicht nur zum höheren

---

<sup>7</sup> Und die der kanonischen Mediengeschichtsschreibung daher auch zwangsläufig entgehen muss. Vgl. dazu Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998.

<sup>8</sup> Zu dieser Gleichgültigkeit technischer Medien gegenüber ihren Inhalten vgl. Bernhard Siegert, „Es gibt keine Massenmedien“, in: Rudolf Maresch, *Medien und Öffentlichkeit. Positionierungen Symptome Simulationsbrüche*, München 1996, 108-114, hier: 109. Vgl. ferner zu einer alternativen Bestimmung von Kommunikation ders., „Kakographie oder Kommunikation? Verhältnisse zwischen Kulturtechnik und Parasitentum“, in: *Mediale Historiographien*, Nr. 1, 2001, 87-99.

<sup>9</sup> Zum Telefon, zu verfehlten und verfehlenden Ordnung der Ohren, zu Bell und den Taubstummen vgl. Friedrich Kittler, *Grammophon Film Typewriter*, Berlin 1986, sowie Wolfgang Hagen, „Gefühlte Dinge. Bells Oralismus, die Undarstellbarkeit der Elektrizität und das Telefon“, in: Stefan Münker, Alexander Roesler (Hg.), *Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons*, Frankfurt/M. 2000, 35-60.

der *Interzeption*, der die Allgegenwart der Kommunikation, ihrer Medien ebenso wie ihrer Geschichtsschreibung, in die Schranken weist, und das unabhängig davon, wie komplex Kommunikation dabei im Einzelfall veranschlagt wird. Das gilt allerdings nicht für deren Theorie und damit auch nicht für die Theoriebildung der Kommunikationswissenschaft selbst. Deren Gründungsschrift, Claude Elwood Shannons und Warren Weavers *The Mathematical Theory of Communication* von 1949, operiert sehr gezielt vor dem Hintergrund militärischer Interzeption und der Kryptographie als ihrer zeichentechnischen Operationsbasis, auch wenn gerade dieser Befund von der Kommunikationswissenschaft weitgehend stiefmütterlich behandelt oder gar vollends ignoriert wird.<sup>4</sup> Aber auch andere Untersuchungen wie die *Communication Theory of Secrecy Systems* stehen dafür ein, dass solche vermeintlichen Spezialfälle im verdeckten Zeichengebrauch keine sind, und, wie gerade der Blick in das Barock verdeutlicht, auch nie welche waren. Die Theoriebildung der Kommunikation gewinnt gerade umgekehrt die mathematische Präzision ihrer Konzepte aus Verfahren der Interzeption. Das gilt vor allem für die Ausarbeitung von so basalen Konzepten wie dem *Rauschen* und der *Information*.<sup>5</sup>

Doch die Rede von der Interzeption droht zunächst ein weiteres Mal das angestrebte *Jenseits* kommunizierter Inhalte zu verfehlen. Das ist dann der Fall, wenn man – dem Lexikon, dem Lateinischen, dem Kriegsjargon oder den Spuren einer Paranoia folgend – *Interzeption* lediglich als operatives Verfahren zur Nachrichtenkontrolle, zur Nachrichtenüberwachung und zu einem Abhören veranschlagt, dessen Konstituens darin besteht, für die so genannten Kommunikationspartner selbst unbemerkt bleiben zu müssen. Aller Habermas-Euphorie dieser Tage zum Trotz sind damit Phänomene bezeichnet, die einer kritischen Theorie rationaler Kommunikation nicht oder eben nur unzureichend in den Blick geraten.<sup>6</sup> Doch mit der letzten Spezifikation, die der konstitutiven Blindheit von Kommunikationspartnern gegenüber dem Akt der Interzeption selbst gilt, ist ein Moment aufgegriffen,

<sup>4</sup> Vgl. dazu Claude Elwood Shannon, Warren Weaver, *The Mathematical Theory of Communication*, Urbana 1949, ders., „Communication Theory of Secrecy Systems“, in: *Bell System Technical Journal*, 1949, 656-715, sowie ders., *Ein Aus. Ausgewählte Schriften zur Kommunikations- und Nachrichtentheorie*, hrsg. von Friedrich Kittler, Peter Berz, David Hauptmann, Axel Roch, Berlin 2000. Vgl. ferner zum Sachstand der Kommunikationswissenschaft Roland Burkart, *Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft*, 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage, Wien u.a. 2002.

<sup>5</sup> Vgl. dazu Friedrich Kittler, „Signal – Rausch – Abstand“, in: Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt/M. 1988, 342-359, sowie Stefan Rieger, „Information“, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.), *Gedächtnis, Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek bei Hamburg 2001.

<sup>6</sup> Zur Interzeption im Rahmen der Kryptographie vgl. Stefan Rieger, „Die Polizei der Zeichen. Vom Nutzen und Nachteil der Arabeske für den Klartext“, in: Gabriele Rippl, Susi Kotzinger (Hg.), *Zeichen zwischen Klartext und Arabeske*, Wien u. Amsterdam 1994, 143-160.

das in Richtung einer alternativen Bestimmung weist. Gibt es doch Varianten von Interzeption, die nicht von vorhandenen, identifizier- und abhörbaren Inhalten einer geglückten oder misslingenden Kommunikation ausgehen, sondern davon, dass diese Inhalte selbst konstitutiv verstellt bleiben. Darüber, wie das gehen soll, gibt ausgerechnet das Telefon beredt Auskunft. Am geschwätzigsten Kommunikationsmedium par excellence erhält die Interzeption als das vermeintlich ganz andere des Nachrichtenverkehrs eine Bestimmung, deren Geschichte sich wie die eines gezielten Medienmissbrauches liest.<sup>7</sup>

## II.

Die Voraussetzung dafür, dass Menschen jenseits kommunizierter Inhalte Gegenstand von Interzeption werden, dabei dann mit sich selbst, genauer: mit Teilen ihres eigenen Körpers in Kontakt geraten und in letzter Konsequenz auch noch telefonieren können, ist eine scheinbar unscheinbare semiotische Besonderheit der Apparatur. Es ist diese Besonderheit, die zugleich das allen technischen Apparaten Gemeinsame ausmacht – ihre Dummheit oder Gleichgültigkeit gegenüber dem, was aus irgendwelchen Gründen der Zuständigkeit und des Gebrauchs von Possessivpronomina *ihre* Inhalte genannt wird.<sup>8</sup> Genau diese Gleichgültigkeit ist es denn auch, die in unterschiedlichen Anordnungen und vorbei an allem regulären Telefonverkehr miteinander sprechender Verkehrsteilnehmer das Telefon für die Ordnung des Wissens ins Spiel bringt. Doch was bezeichnet überhaupt den Normalfall des Fernsprechens? Vereinfacht beschrieben setzt das analoge Telefon Schwingungen in elektrische Spannungen um, die nach ihrer Übertragung wieder in akustische Schwingungen rückübersetzt werden. Ist die Schwingungsquelle ein Mund und der Schwingungsempfänger ein Ohr, so liegt die Standardnormalanordnung aller Telefonie zu Grunde, und einem Gespräch steht nichts mehr im Wege.<sup>9</sup> Mikrophon und Lautsprecher, diese beiden inversen Teile einer jeglichen Telefonanordnung, machen diese Transformation möglich – allerdings nicht oder nicht nur zum höheren

---

<sup>7</sup> Und die der kanonischen Mediengeschichtsschreibung daher auch zwangsläufig entgegen muss. Vgl. dazu Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998.

<sup>8</sup> Zu dieser Gleichgültigkeit technischer Medien gegenüber ihren Inhalten vgl. Bernhard Siegert, „Es gibt keine Massenmedien“, in: Rudolf Maresch, *Medien und Öffentlichkeit. Positionierungen Symptome Simulationsbrüche*, München 1996, 108-114, hier: 109. Vgl. ferner zu einer alternativen Bestimmung von Kommunikation ders., „Kakographie oder Kommunikation? Verhältnisse zwischen Kulturtechnik und Parasitentum“, in: *Mediale Historiographien*, Nr. 1, 2001, 87-99.

<sup>9</sup> Zum Telefon, zu verfehlten und verfehlenden Ordnung der Ohren, zu Bell und den Taubstummen vgl. Friedrich Kittler, *Grammophon Film Typewriter*, Berlin 1986, sowie Wolfgang Hagen, „Gefühlte Dinge. Bells Oralismus, die Undarstellbarkeit der Elektrizität und das Telefon“, in: Stefan Münker, Alexander Roesler (Hg.), *Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons*, Frankfurt/M. 2000, 35-60.

Ruhm dessen, was die Kommunikationswissenschaften Kommunikation nennen.<sup>10</sup> Weil es der Membran in Mikrofonen und Lautsprechern gleichgültig ist, wodurch sie in Schwingung versetzt wird, weil nicht irgendwelche Inhalte potentieller Gesprächspartner das Sagen haben, sondern weil nur Frequenzen, Amplituden und damit die Physik das Geschehen des Gesagten diktieren, kann das Telefon – wie viele anderen Kommunikationsmedien auch – an allem Gespräch und Telefonverkehr vorbei zweckentfremdet werden. Das Telefon findet so etwa als Apparatur Verwendung, die bestimmte Bewegungen des menschlichen Körpers in einen anderen Zustand versetzt und diese motorischen Verhaltensweisen hörbar macht.

Der menschliche Körper, der auf diese Weise zur Datenquelle wird, war in den Gründertagen der Telefonanlagen noch sehr viel unmittelbarer an den Anordnungen selbst beteiligt – genau genommen lieferte er ihnen einige ihrer zentralen Bestandteile.<sup>11</sup> In den ersten Telefonhörern war die Membran mit dem Trommelfell nämlich nicht nur bau- und funktionsgleich, sondern schlicht identisch. Ob zu Übertragungszwecken in Telefonhörern oder zu Speicherzwecken in frühen analogen Aufzeichnungsgerätschaften: In den Anfängen bei Alexander Graham Bell oder Clarence J. Blake hatten Leihenteile über das Sagen das Sagen, und das so sehr, dass *Die Verwendung des Trommelfells als Phonautograph und Logograph* ebenso Praxis war wie die Verwendung menschlicher Körperteile für den ersten Telefonhörerbau.<sup>12</sup> Um Menschenohren erreichen zu können, mussten diese selbst Teil der Apparatur werden – ein Vorgang, dessen Beschreibung mittels der rhetorischen Figur der Metonymie oder der Synekdoche einem epistemologischen Euphemismus gleichkäme. Man schreibt die Jahre 1878 und 1879, eine Zeit, in der die Akustikmedien mit der Phonographie Edisons ebenso wie mit der Telefonie Bells ihre Sternstunden feiern sollten.<sup>13</sup> Die Empfindsamkeit gegenüber (Schall-)Wellen macht aber auch noch einen anderen Anthropomorphismus möglich. Dieser fällt weniger drastisch aus, weil er nichts mit der Integration allzu menschlicher Anteile beim Apparatebau zu tun hat, sondern der Beschreibung einer Apparatur nach Maßgabe eines

<sup>10</sup> Zum Befund solcher *Inversanordnungen* vgl. Kittler, *Grammophon Film Typewriter*, a.a.O., 117f. Mit dieser Umsetzung von mechanischer Kraft in Induktionsstrom und umgekehrt wird das Telefon zur Prinzipschaltung von stromerzeugenden und stromverbrauchenden Verfahren. Das Telefon wird zum Motor.

<sup>11</sup> Diese Karriere findet in der Physiologie und dem dort betriebenen Apparatebau statt. Zur dort angelegten Vorgeschichte nachmaliger Unterhaltungsmedien vgl. etwa Friedrich Kittler, „Der Mensch, ein betrunkenener Dorfmusikant“, in: Renate Lachmann, Stefan Rieger (Hg.), *Text und Wissen. Anthropologische und technologische Aspekte*, Tübingen 2003, 29-43.

<sup>12</sup> Zu diesem Prototyp der Telefonhörer nach Bell und Clarke von 1874 vgl. Kittler, *Grammophon Film Typewriter*, a.a.O., 130, sowie Clarence J. Blake, „Die Verwendung des Trommelfells als Phonautograph und Logograph“, in: *Zeitschrift für Ohrenheilkunde*, 8. Bd. (1879), 5-12.

<sup>13</sup> Zum Phonographen vgl. Stefan Rieger „Phonograph“, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.), *Gedächtnis, Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek bei Hamburg 2001.

menschlichen Charakteristikums dient. Diesen Anthropomorphismus ermöglicht eine semantische Nähe von Physik und Charakterkunde: Von dort aus soll es gelingen, dem Telefon nicht weniger als das Merkmal goethezeitlicher Empfindsamkeit zu attestieren. So jedenfalls wird es in einer programmatischen Debatte in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts erwogen, die dem Rundfunk, seinen technischen Ermöglichungsgründen und respektive dem Mikrophon als Sonderfall des Telefons galt. Was dort in der Zeitschrift *Rufer und Hörer* zur Disposition stand, ist der Status des Mikrophons.<sup>14</sup> Wie dort nachzulesen ist, geht die Beschreibung dieser Gelenkstelle zwischen Akustik und Elektrizität über den technischen Jargon hinaus:

„Tatsache ist, daß das Mikrophon durch seine gewiß nicht mystische Konstruktion eine Empfindlichkeit gegenüber jeder Art von Schallwellen aufweist, die schon theoretisch und vor jeder Beobachtung als beachtenswertes wesentliches Merkmal gewertet werden müßte. Es macht auch für den Menschen und seine Beurteilung etwas aus, ob er dieses bedeutsame Zeichen seines Charakters aufzuweisen hat. [...] Der Empfindsame ist ein Typus, und wenn mich die Techniker und Physiker zwingen sollten, das Mikrophon unter die Telefone zu rechnen, dann würde mir doch kein Techniker und Physiker verbieten können, es eben zu dem Typus der Empfindsamen unter den Telefonen zu zählen.“<sup>15</sup>

Diese Empfindsamkeit für mit Menschenohren schwer wahrnehmbare Schwingungsvorgänge aus beliebigen Datenquellen einerseits und die Gleichgültigkeit gegenüber möglichen semantischen Inhalten andererseits bescheren dem Telefon seine Karriere *als Anzeiger der Nerven- und Muskelströme beim Menschen und den Thieren* – wie es etwa in einem Beitrag der *St. Petersburger medicinischen Wochenschrift* von 1878 heißt. Was immer an noch so schwachen elektrischen Strömen fließt, kann über die bloße Registrierung hinaus einem Telefonschaltkreis zugeführt und somit hörbar gemacht werden. Das Telefon wird zum *empfindsamen Galvanoskop* für die *Nerven- und Muskelströme*, oder, in deutscher Übersetzung: Das Telefon wird zu einem Strommessgerät für Wissenschaften wie Medizin, Physiologie oder Psychologie. Ein früher, der Feder eines Wissenschaftlers namens Tarchanow entstammender Text aus dem Jahre 1878 gibt darüber Auskunft und adressiert diese Form der Anwendung zurück an die Urszene aller Elektrobio- und Elektroanthropologie – jene Urszene zwischen Alessandro Volta und Luigi Galvani, bei der die Stromforscher am Ende des 18. Jahrhunderts auf den Frosch und die Galvanoskope zu ihren Namen gekommen sind.<sup>16</sup>

„Herr d'Arsoval hat in seiner Mittheilung an die Pariser Academie der Wissenschaften zuerst darauf hingewiesen, dass das Telephon als ein höchst empfindsames Galvanoskop dienen könne, mit dessen Hülfe man selbst solche schwache

<sup>14</sup> Zum Status des Mikrophons als Instrument vgl. Gerhard Tannenber, „Ist das Mikrophon ein Instrument?“, in: *Rufer und Hörer*, 1. Jg., 1931/1932, 452-454.

<sup>15</sup> Karl Würzburger, „Antwort an Gerhard Tannenber“, in: *Rufer und Hörer*, Jg. 1, 1931/1932, 454-456, hier: 455.

<sup>16</sup> Wolfgang Hagen, „Zur medialen Genealogie der Elektrizität“, in: Rudolf Maresch, Niels Werber (Hg.), *Kommunikation Medien Macht*, Frankfurt/M. 1999, 133-173.

inducirte Ströme nachzuweisen im Stande sei, welche an dem gewöhnlichen Nerven-Muskel Präparate ohne Einfluss bleiben. Diese Thatsache ist für die hohe Empfindlichkeit des Telephons gegen ganz schwache Schläge des inducirten Stromes vollständig beweisend.

Dieselbe Empfindlichkeit soll nach d'Arsoval das Telephon auch gegen ganz schwache galvanische Ströme besitzen, falls nur dieselben auf ihrem Wege von einer vibrirenden Stimmgabel aufgefangen werden, so dass dadurch eine Reihe von abwechselnden Unterbrechungen und Schliessungen des Stromes entsteht.

Bald darnach hat Hartmann und endlich Thorner darauf hingewiesen, dass das Telephon einen höchst empfindlichen Apparat darstellt, mit dessen Hülfe man sehr schwache Induktionsströme als deutliche Töne hören kann.<sup>17</sup>

Der kurze Text Tarchanows durchläuft fast unfreiwillig zwei Bereiche, in denen das Telefon mit Begriff und Sache der Interzeption koinzidieren darf und später auch koinzidieren wird. Jener erste, der semiotische Bereich, nimmt dabei ein Phantasma der modernen Menschenwissenschaften beim Wort. Die Rede ist von jenem Phantasma der Schaltung, das in bestimmten physikalischen Transponierbarkeiten seinen Ermöglichungsgrund hat, und das außerhalb der Technik für die Semantik in der Moderne nachgerade stilbildend werden sollte.<sup>18</sup> Ihr ist auch die Beschreibung entsprechender Versuchsaufbauten bei Tarchanow geschuldet. „Wenn man auf die Du-Bois-Reymond'schen unpolarisierbaren Elektroden einen Muskel mit den in elektromotorischer Hinsicht am meisten thätigen Punkten auflegt und in die Kette des Muskelstromes eine Stimmgabel mit 100 Schwingungen in 1 Sekunde und zwei einfache Bell'sche Telephone einschaltet, so braucht man nur die beiden Telephone an die Ohren zu legen, um einen deutlichen Ton zu vernehmen, der den Ton der Stimmgabel wiederholt. Sobald der Muskel von den Elektroden entfernt wird, verschwindet auch der Ton und *vice versa*.“<sup>19</sup> Was bei Menschen an Schaltordnungen umsetzbar ist, ermöglicht selbstredend auch Interventionen an Fröschen, jenen Tieren also, die seit den Tagen der Voltas und Galvanis das Wissen um die Elektrizität von Organismen so nachhaltig geprägt haben. Im Fall der Frösche und im Gegensatz

<sup>17</sup> J. Tarchanow, „Das Telephon als Anzeiger der Nerven- und Muskelströme beim Menschen und den Thieren“, in: *St. Petersburger medicinische Wochenschrift*, Jg. 3, Nr. 43, 1878, 353-354, hier: 353. Einschlägig dafür sind auch die Arbeiten des deutschen Physiologen und Helmholtz-Assistenten Julius Bernstein. Vgl. etwa ders., „Phototelephonische Untersuchung des zeitlichen Verlaufs elektrischer Ströme“, in: *Sitzungsberichte der königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Jahrgang 1890, 1. Halbband, Berlin 1890, 153-157. Zur Kopplung von Physiologie und Telephonie vgl. auch die Arbeiten Ludimar Hermanns. Zu dessen Versuchen vgl. etwa „Notiz über physiologische Beziehungen des Telephons“, in: *Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich*, 23. Jg., 1878, 98-99.

<sup>18</sup> Zur Semantik der Schaltung vgl. Stefan Rieger, *Die Individualität der Medien. Eine Geschichte der Wissenschaften vom Menschen*, Frankfurt/M. 2001.

<sup>19</sup> Tarchanow, „Das Telephon als Anzeiger der Nerven- und Muskelströme beim Menschen und den Thieren“, a.a.O., 353.

zum Menschen ist allerdings, wie Tarchanow versichert, „der Ton viel schwächer, als der, welchen man mittelst des Muskelstromes erhält.“<sup>20</sup>

Aber es gibt noch einen weiteren Befund, den Tarchanows Anordnung zur Verlautbarung von Strömen mittels der Telefonie zu Tage fördert: Die Verdopplung der beiden Telefonapparate und die damit gegebene Option, beide Ohren getrennt von einander zu adressieren, führen ihn zu Überlegungen, die das mon- bzw. binaurale Hören als eine Besonderheit anthropologischer Datenverarbeitung betreffen. Was zwischen den Ohren und dem Gehirn stattfindet, wann etwa ein Ton von beiden Ohren als identisch registriert und vom Gehirn als solcher wahrgenommen wird, wann also die binaurale Verschmelzung erfolgt und wann sich statt dessen zwischen den Ohren Differenzen ergeben, all das resümiert er auf eine Weise, die von Sinnesphysiologen, von Theoretikern der Wahrnehmung ebenso wie von Psychologen des Verstehens und nicht zuletzt von den Hals-, Nasen-, Ohrenärzten moderner und ausdifferenzierten Körperwelten zu entsprechenden Anordnungen umgebaut werden. „Das Alles scheint darauf hinzuweisen, dass wir im Telephon ein Mittel zur Bestimmung von feinen Differenzen der Hörschärfe in beiden Ohren haben werden, und ich glaube, dass im Gebiet der Ohrenkrankheiten dem Telephon eine wichtige diagnostische Bedeutung bevorsteht.“<sup>21</sup>

### III.

Wie sehr Tarchanow mit seiner Vermutung in Sachen Telefondiagnose recht hatte, zeigen zahlreiche Anordnungen, die im unmittelbaren Umfeld der Hörwissenschaften zur Diagnose der akustischen Wahrnehmung erstellt werden: vermittelt und unvermittelt. Die Folge sind Dispositive, die mit dem Telefon der Ordnung der Ohren nachstellen. Das Telefon wird zum Hörschärfenprüfgerät – wie in der so genannten *Akumetrie*, mit der Ärzte aus unterschiedlichen, nicht nur therapeutischen Gründen das Gehör in den Blick nehmen.<sup>22</sup> Ein 1880 veröffentlichter Text des führenden Vertreters der

<sup>20</sup> Tarchanow, „Das Telephon als Anzeiger der Nerven- und Muskelströme beim Menschen und den Thieren“, a.a.O., 353. Zur Elektrizität vgl. Karl Rothsuh, „Von der Idee bis zum Nachweis der tierischen Elektrizität“, in: *Sudhoffs Archiv für die Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften*, Bd. 44 (1960), 25-44, sowie Julius Bernstein, *Elektrobiologie. Die Lehre von den elektrischen Vorgängen im Organismus auf moderner Grundlage dargestellt*, Braunschweig 1912 (Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien; Heft 44).

<sup>21</sup> Tarchanow, „Das Telephon als Anzeiger der Nerven- und Muskelströme beim Menschen und den Thieren“, a.a.O., 353. Vgl. dazu Harald Feldmann, *Die geschichtliche Entwicklung der Hörprüfungsmethoden*, Stuttgart 1960.

<sup>22</sup> Für die akustische Berufswelt vgl. Zwaardemakers *Acustische Eisenbahnsignale und Gehörschärfe* (Referat in: *Monatsschrift für Ohrenheilkunde sowie für Kehlkopf-, Nasen-, Rachenkrankheiten*, 30(1896), 185f.) sowie in wundersamer Selbstreflexivität eine dort geführte

Zunft, des Wiener Ohrenspezialisten Victor Urbantschitsch, verdeutlicht in aller Kürze, wer an welchen Orten über das Hören das Sagen hat: *Die Begutachtung des Hörorganes* erfolgt nicht im Kontext irgendwelcher Kommunikationszusammenhänge, sondern *in forensischer Beziehung und mit Rücksicht auf das Versicherungswesen*.<sup>23</sup> In eben diesem Kontext wird die in der einschlägigen *Monatsschrift für Ohrenheilkunde sowie für Kehlkopf-, Nasen-, Rachen-Krankheiten* veröffentlichte Anordnung eines k.u.k. Stabsarztes namens Dr. J. Kalcic angeführt, mit der dieser die Jagd auf militärdienstunwillige Gehörsimulanten eröffnet. Die Anordnung, durch die der Militärarzt der Behauptung einseitiger Gehörschäden respektive Gehöruschäden auf die Schliche kommen will, setzt in Reinform Begriff und Sache der Interzeption um. Zur Simulantenenttarnung dient eine Schaltanordnung, die für jedes Ohr einen eigenen Telefonverkehr zur Verfügung stellt und so die gängigen Kommunikationswege verdoppelt.<sup>24</sup> Dazu gelangen zwei Mikrophone und vier zugeschaltete Hörmuscheln zum Einsatz: „von den zwei Hörmuscheln wird die eine an das rechte Ohr des Geprüften applicirt, die andere benutzt der controlirende Assistent, Zeuge, Gerichtsperson oder Krankenpfleger.“<sup>25</sup> Auf der noch freien linken Hörmuschel wird noch eine weitere Kontrollperson zugeschaltet. „Dem Simulanten wird durch den rechten Microphontrichter in das rechte und gleichzeitig durch den linken Microphontrichter in das linke Ohr hineingesprochen.“<sup>26</sup> Was da die Ohren getrennt erreicht und erreichen soll, sind dreisilbige Wörter, die in ihrer Endsilbe voneinander abweichen: an der Differenz von *Fischer-netz* und *Fischer-kahn*, von *Bretter-wand* und *Bretter-tisch*, von *Ohren-schmalz* und *Ohren-arzt* soll die Wahrheit der Ohren und die Aufrichtigkeit der Hörenden zu Tage treten. Bemerkt ein Proband eine solche Differenz, obwohl er vorgibt, mit dem entsprechenden Ohr überhaupt nicht hören zu können, ist die Simulation enttarnt und ein weiterer Rentenschwindler, Versicherungsbetrüger oder Rekrutierungsunwilliger dingfest gemacht (Abb. 1 und 2).

---

Diskussion „Ueber die zum Telephonieren mit den Reichs-Apparaten erforderliche Hörschärfe“, a.a.O., 71.

<sup>23</sup> Victor Urbantschitsch, „Ueber die Begutachtung des Hörorganes in forensischer Beziehung und mit Rücksicht auf das Versicherungswesen“, in: *Wiener Klinik. Vorträge aus der gesammten praktischen Heilkunde*, Joh. Schnitzler (Hrsg.), 6. Jahrgang, Wien 1880, 47-72.

<sup>24</sup> Vgl. zu den Details das Sammelreferat von Arnold Löwenstern Über die Section XIIa für Ohrenkrankheiten des XII. internationalen medicinischen Congresses in Moskau (August 1897) in: *Monatsschrift für Ohrenheilkunde sowie für Kehlkopf-, Nasen-, Rachenkrankheiten. Organ der Oesterr. Otologischen Gesellschaft*, 31. Jahrgang (1897). Zu Kalcics Handtelefon vgl. 443-46.

<sup>25</sup> Sammelreferat, a.a.O., 443.

<sup>26</sup> Sammelreferat, a.a.O., 445.

Fischer-netz . . . . .	Fischer-kahn,
Bretter-wand . . . . .	Bretter-tisch,
Hoffnungs-los . . . . .	Hoffnungs-voll,
Wochen-tag . . . . .	Wochen-zeit,
Zwanzig-drei . . . . .	Zwanzig-acht,
Hundert-zwei . . . . .	Hundert-acht,
Achtzig-acht . . . . .	Achtzig-zwei,
Dreissig-vier . . . . .	Dreissig-sechs etc.
Spitals-arzt . . . . .	Spitals-brod,
Mittags-zeit . . . . .	Mittags-stund,
Ohren-schmalz . . . . .	Ohren-arzt,
Helden-thum . . . . .	Helden-reich,
Fieber-tag . . . . .	Fieber-hitz,
Tages-held . . . . .	Tages-licht.

Abb. 1

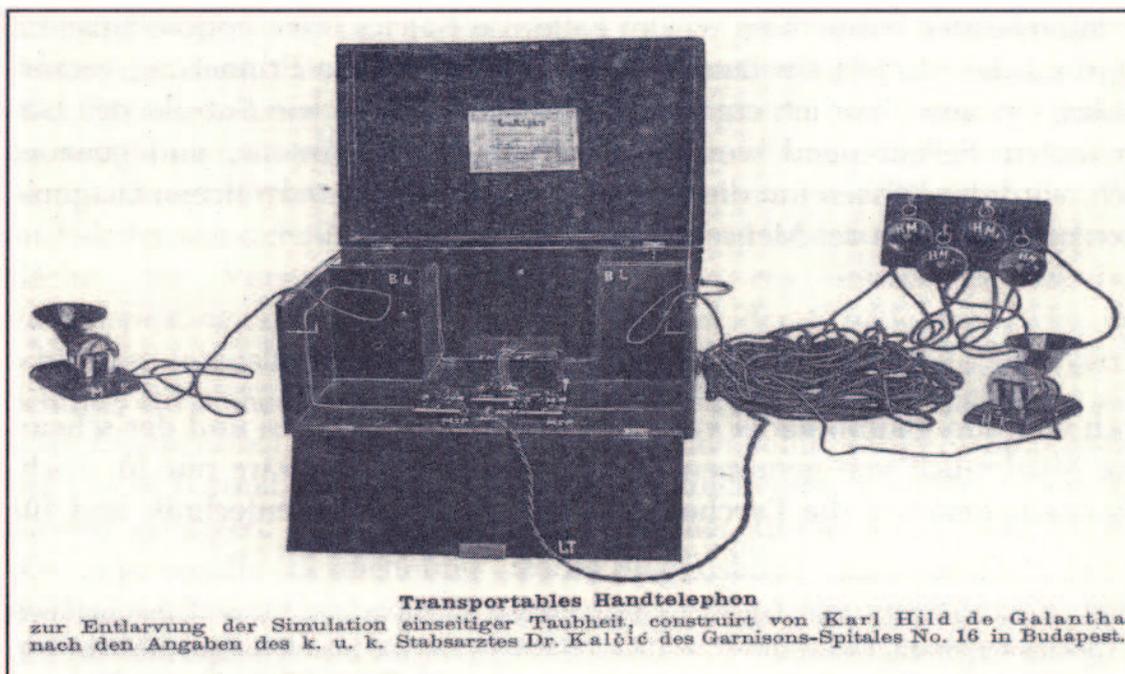


Abb. 2

Aber nicht nur die intentional gesteuerten Strategien dieser Klientel, auch die Ohren braver Alltagsbürger sind davon betroffen. Nach dem selbststredend telefonisch ans Tageslicht geförderten Befund der Wissenschaftler ist am Hören eben immer auch schon eine andere Instanz beteiligt, eine Instanz, deren Wirkweise von der reinen Sinnesphysiologie nicht zu trennen ist. Mit und neben der Vermessung der Ohren kommt eine andere Größe zur

Verhandlung, die der Reinheit solcher Bestimmungen scheinbar diametral entgegen steht: das Unbewusste und die ihm zugeschriebenen Anteile an der menschlichen Wahrnehmung. Koppelt man die Einsicht in die binaurale Verfassung der Ohren mit der Einsicht in die unbewussten Ergänzungsmechanismen, die beim Hören immer schon stattfinden und so die Reinheit eines Wahrnehmungsaktes als schiere Illusion ausweisen, so gewinnt man neben all den Verfahren zu Gehörsbemessung Einsicht in die phantasmatische und imaginäre Funktion von Wahrnehmung überhaupt, eine Einsicht, die bis in die intentional schwer belangbaren Bereiche des Unbewussten reicht.<sup>27</sup> Während in der telefonischen Interzeption beim Stabsarzt Kalcic der organische Befund des Hörens zur Disposition steht, versucht der Ohrenarzt Hermann Gutzmann mit dem Telefon die imaginären Anteile der Wahrnehmung zu ermitteln.<sup>28</sup> Die Folge ist eine Verschriftlichung der Einsichten in das Verhältnis von Hören und Verstehen, die nicht nur den Anschluss an die Theorien menschlicher Unbewusstheit erlaubt, sondern die darüber hinaus zu einem Gründungstext der modernen Medienwissenschaft werden konnte.<sup>29</sup> Am Telefon kommt das Unbewusste zur Sprache, mit dem Telefon werden Subjektivitäten, Eigenleistungen, Assoziationen greifbar, die eine Theorie reiner Wahrnehmungsdaten mitsamt der Annahme ihrer objektiven Zugänglichkeit als Illusion erweisen. Jenseits aller moralisch oder strategisch zu enttarnenden Simulanten wie im Falle von Kalcics Interzeption haust am Abgrund des Hörens ein täuschungsanfälliges, ein die Erinnerung verzerrendes, ein unwillkürlich ergänzendes Subjekt – kurz: ein Subjekt des Unbewussten. Selbstredend werden diese subjektiven Anteile, und genauer noch, wird das Wissen um diese Anteile wiederum irgendwelchen Diagnostiken und Lektüren des Menschen zur Verfügung gestellt.<sup>30</sup>

#### IV.

Doch wer nun glaubt, derlei verquere Telefonanordnungen und der scheinbare Missbrauch von genuinen Verständigungsmitteln wäre nur für Fachwissenschaften wie die Psychologie oder die Nachrichtentechnik und für

<sup>27</sup> Vgl. zur Umschrift und damit zur literarischen Karriere des Victor Urbantschitsch Thomas Bernhard, *Das Kalkwerk*, Frankfurt/M. 1973, sowie Stefan Rieger, „Ohrenzucht und Hörgymnastik. Zu Thomas Bernhards Roman 'Das Kalkwerk', in: *Weimarer Beiträge*, 3 (1998), 44. Jg., 411-433.

<sup>28</sup> Vgl. dazu Bernhard Siegert, „Gehörgänge ins Jenseits. Zur Geschichte der Einrichtung telephonischer Kommunikation in der Psychoanalyse“, in: *Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse*, 35/36 Juni 1991, 65.

<sup>29</sup> Dazu Hermann Gutzmann, „Über Hören und Verstehen“, in: *Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung*, 1. Bd., Leipzig 1908, 483-503.

<sup>30</sup> Darüber hinaus erfolgt aber auch auf Grundlage dieser Kenntnisse die Verbesserung der technischen Apparate selbst. Vgl. dazu – und mit unmittelbarem Bezug auf Gutzmanns Anordnungen – Eberhard Zwirner, „Silbenverständlichkeitsmessungen am Stahldraht-telegraphon“, in: *Vox*, 17. Jg., Heft 1, 1. Februar 1931, 2-6.

verschollene Spezialisten aus der Oto-Rhino-Laryngologie von Belang, der irrt. Vielmehr gibt es Breitenrezeptionen, die zeigen, wie sehr solche scheinbar randständigen Verfahren Eingang in den Alltag und die Populärkultur gefunden haben. Das sowohl phantasmatische als auch strategische Potential solcher Anordnungen wird in einem Verfahren besonders deutlich, das unter dem Namen der *Radiodurchleuchtung* menschlicher Seelen nebst der Einlösung alter Phantasmen durch die Anwendung technischer Mittel neue Klarheit, weil neue Auskünfte vom Menschen, verspricht.<sup>31</sup> Mit diesem Verfahren, das in den 20er und 30er Jahren des jüngst vergangenen Jahrhunderts breitenwirksam den Diskurs über den Menschen und seine Wissbarkeit bestimmt, erfährt das Prinzip der Interzeption eine weitere Zuspitzung. Die technischen Transformationen, die Entkopplung von der Intention als einer möglichen Störquelle und der Anschluss an einen Körper als Wahrheitsgarant werden in dieser Anordnung um eine besondere Spielart der semantischen Traditionspflege ergänzt. Diese verweist nun justament zurück in jene Goethezeit, die mit der Kategorie der *Empfindsamkeit* nicht nur schönen Seelen, sondern auf dem Weg über die Seelen auch technischen Apparaten wie dem Mikrophon oder dem Telefon eine besondere charakterliche Disposition zuweist.

Die *Radiodurchleuchtung der Seele* des ukrainischen Arztes Zachar Bißky fußt auf einer semiotischen Tautologie. Bißky geht in einem ersten Schritt davon aus, dass über eine elektrische Schaltanordnung Areale auf der Kopfoberfläche lokalisierbar sind, deren Spannungswerte dem Versuchs-Subjekt als taktile Hautempfindung zugeführt werden können. „Die Form des gekennzeichneten mittelfrequenten Induktionsstroms bewirkt, wenn der Versuchsleiter mit dem Zeigefinger der noch freien Hand nun die Schädeloberfläche der Versuchsperson berührt, *eine eng lokalisierte elektrische Tastempfindung*, die an verschiedenen Stellen der Schädeloberfläche verschiedene Intensität und Qualität aufweist.“<sup>32</sup> (Abb. 3) Wie Robert Werner Schulte, ein früher Berichtstatter, in seinem Text *Über Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften* weiter ausführt, ist die unterstellte Radio-Nähe physikalisch nicht korrekt, da Ströme aus unterschiedlichen Frequenzbereichen zum Einsatz gelangen: „Deshalb war auch die früher für das BISSKYsche Verfahren angewandte Bezeichnung ‚Radio‘diagnoskopie grundsätzlich falsch, weil es sich nicht um hochfrequente sinusförmige Wechselströme, sondern um mittelfrequente Induktionsströme handelt.“<sup>33</sup> Diese Tastempfindung ist, den semantischen Vorgabe der Sprache folgend, nur sehr ungenau zu benennen: Ein stichförmiger Schmerz wird als sehr *stark* beschrieben, ein dumpfer Druck als *mittelschwach* und ein bloßes Kribbeln der Haut als

<sup>31</sup> Vgl. mit weiterer Literatur Stefan Rieger, *Die Ästhetik des Menschen. Über das Technische in Leben und Kunst*, Frankfurt/Main 2002.

<sup>32</sup> Robert Werner Schulte, „Über Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften“, in: *Psychologie und Medizin. Vierteljahrsschrift für Forschung und Anwendung auf ihren Grenzgebieten*, 1. Bd., 1. Jg., 1925/26, 62-94, hier: 67f.

<sup>33</sup> Schulte, „Über Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften“, a.a.O., 75.

*schwach*. Weil mit solchen Kategorien und ihrer mangelnden Trennschärfe ebenso wie mit ihrer schweren Umsetzbarkeit nur wenig Unterscheidungsgenauigkeit zu gewinnen ist, verfällt Bißky auf die höhere Empfindlichkeit der menschlichen Ohren. Die abgeleiteten Ströme werden daher in einen Telefonschaltkreis mit Doppelkopfhörern und Lautsprechern eingespeist; das, was auf seiner Kopfoberfläche an Spannungswerten abzugreifen ist, wird dem Versuchs-Subjekt also in Form von Tonhöhen wieder zugeführt. „Dabei spürt der Prüfling entweder gar nichts oder ein leichtes Prickeln oder einen Druck oder endlich einen bohrenden Schmerz, während im Telephonhörer Töne von verschiedener Höhe, Klangfarbe und Schallstärke laut werden.“<sup>34</sup>

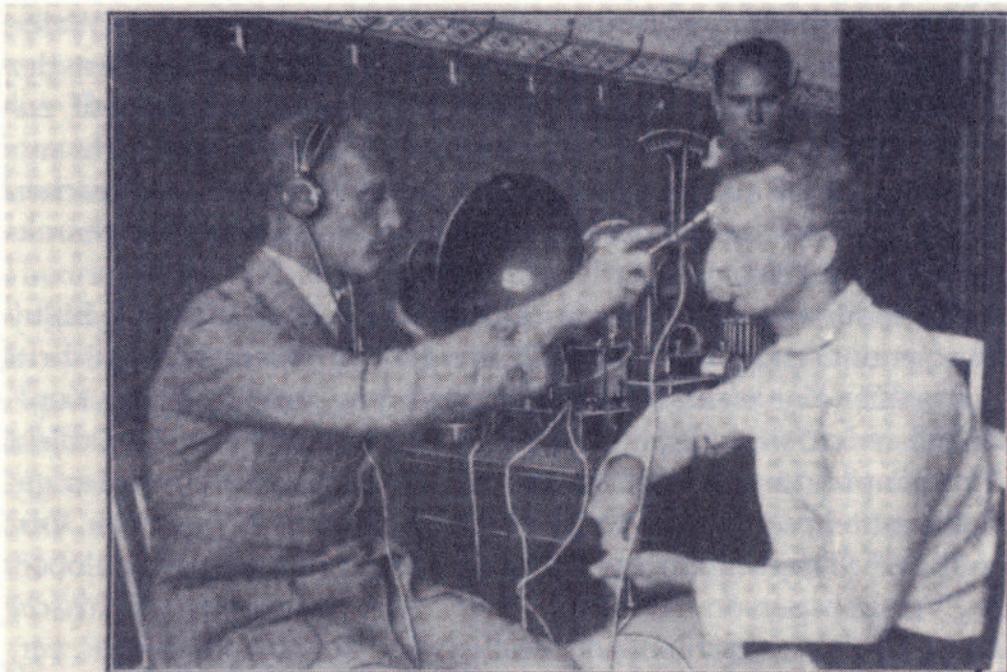


Abb. 11. Die neue Prüfmethode mit geringflächiger Reizung durch kleine Kugelelektroden und Verwendung des Abhörverfahrens mittels hochohmigen Telefons oder Lautsprechers, die in eine Elektrodenleitung in Serie eingeschaltet werden.

### Abb. 3

Möglich werden so die Erstellung einer Skala und die Erstellung eines Codes der telefonisch abgeleiteten Menschenbeschreibung. „Die Stromstärken werden als Telephonlautstärken gemessen, und zwar nach fünf Intensitätsstufen, wobei das Intervall zwischen je zwei folgenden Stufen nochmals viergeteilt ist, so daß also im ganzen zwanzig Stufen festgestellt werden.“<sup>35</sup> Was Bißky nach der Physik seiner Umsetzung zwischen der menschlichen Haut- und Hörwahrnehmung noch zu tun bleibt, ist die Besetzung des se-

<sup>34</sup> Graf Georg von Arco, Alexander Herzberg, *Die Bißkysche Diagnostik*. Nach einem Vortrag, gehalten am 6. Mai 1926 in der Berliner Psychologischen Gesellschaft, Stuttgart 1927, 13.

<sup>35</sup> Arco, Herzberg, *Die Bißkysche Diagnostik*, a.a.O., 7.

miotisch Möglichen mit Inhalten – müssen die Töne doch irgend etwas bedeuten, wenn sie zur Diagnose des Menschen etwas beitragen sollen.<sup>36</sup> In einer Zeit, die den Menschen romantitelgebend um seine Eigenschaften gebracht hat, müssen immer wieder immer neue Eigenschaften auf den Plan.<sup>37</sup> Was Wissenschaften wie die Psychologie oder die Soziologie bei der planmäßigen Konstruktion von Eigenschaften betreiben, unterliegt einer groß angelegten Umstellung von Identität auf Differenz. Nach einer Formulierung Georg Simmels geht das Wesen des Menschen darin auf, ein *Unterschiedswesen* zu sein.<sup>38</sup> An diesem Prozess der Unterschiedserzeugung ist Bißky mit seiner Riodurchleuchtung beteiligt. Die semantischen Kategorien, die den Arealen und ihrer jeweiligen Skalierung einen *Sinn* zuweisen sollen, gewinnt Bißky nun nicht in einem semiotischen, sondern in einem semantischen Kurzschluss. Er greift unumwunden und an allen anderen Traditionen der Menschenbeschreibung vorbei auf das goethezeitliche Konzept der Schädelkunde zurück, d.h. auf die Phrenologie des Arztes Franz Joseph Gall. Dieser nun hat seinerseits – ohne Telefon und ohne Elektrizität – morphologische Besonderheiten von Schädelformen mit charakterologischen Dispositionen gleichgesetzt und so ein ganzes Set an Beschreibungsmöglichkeiten erstellt, das jetzt Bißky im 20. Jahrhundert für seine radiophonische Variante der Menscheneinteilung zur Verfügung steht. Auf Gipsköpfen werden die einzelnen Areale und ihrer Bedeutung verzeichnet, registriert und nummeriert (Abb. 4 und 5).<sup>39</sup>

„Wenn also der Ton, der bei Reizung des Punktes 75 mit der Elektrode erklingt, sehr laut ist, so haben wir einen sehr jähzornigen Menschen vor uns; ist er weniger laut, so ist der Mensch sanftmütiger; ist er ganz leise, so haben wir es vollends mit einem Lamm zu tun. Die Schallstärke, die sich bei Reizung des Punktes 47 ergibt, klärt uns über die Höhe der chemischen Begabung der Versuchsperson, die an Punkt 46 über die Feinheit ihres Farbensinns auf.“<sup>40</sup>

<sup>36</sup> Damit ist ein grundlegendes Phänomen der medizinischen Semiotik aufgerufen, die Frage nach der Bedeutsamkeit des Körpers. Vgl. dazu Michel Foucault, „Botschaft oder Rauschen?“, in: ders., *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Band I, 1954-1969, Frankfurt/M. 2001, 718-722.

<sup>37</sup> Zum Begriff der Eigenschaft vgl. Franciska Baumgarten, „Zur Frage der Elektrodiagnose der seelischen Eigenschaften“, in: *Zeitschrift für angewandte Psychologie*, 27. Bd., 1926, 80-91.

<sup>38</sup> Vgl. dazu Georg Simmel, „Über sociale Differenzierung. Sociologische und psychologische Untersuchungen“, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 2, *Aufsätze 1887-1890*, Frankfurt/M. 1989, 109-295.

<sup>39</sup> Vgl. dazu Robert Werner Schulte, „Über Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften“, in: *Psychologie und Medizin*, 1. Bd. / 1. Jg. 1925/26, 62-94, Abb. 8 u. 9 (Die Topographie der elektrodiagnostischen Reaktionsfelder des Schädels nach den Angaben von Bissky). Vgl. dazu Stefan Rieger, „Schaltungen. Das Unbewußte des Menschen und der Medien“, in: Stefan Andriopoulos, Gabriele Schabacher, Eckhard Schumacher (Hg.), *Die Adresse des Mediums*, Köln 2001, 253-275.

<sup>40</sup> Arco, Herzberg, *Die Bißkysche Diagnostik*, a.a.O., 14.

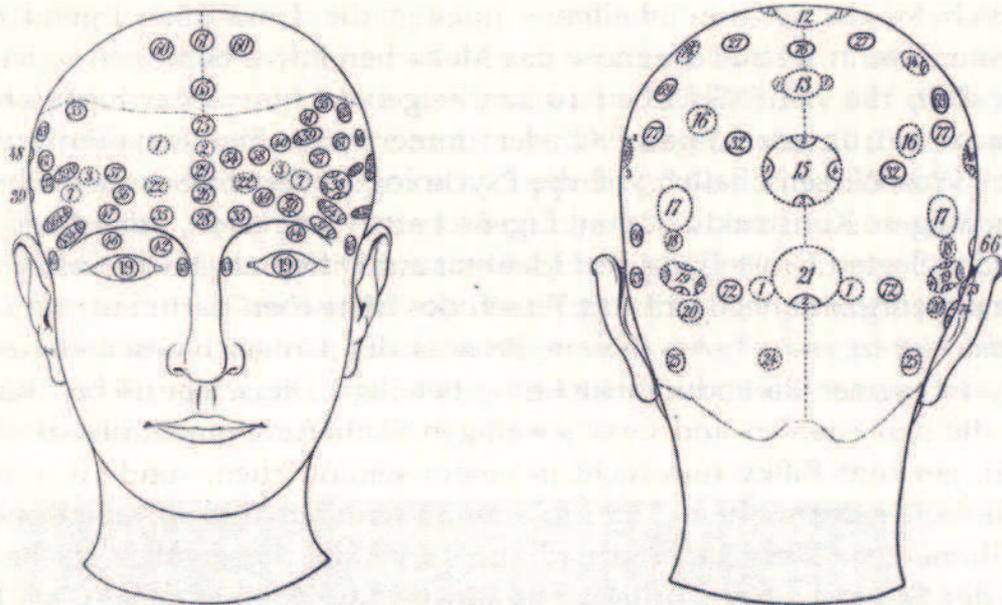


Abb. 8.  
Die Topographie der elektrodiagnostischen Reaktionsfelder des Schädels nach den Angaben von Hissey.

Abb. 4

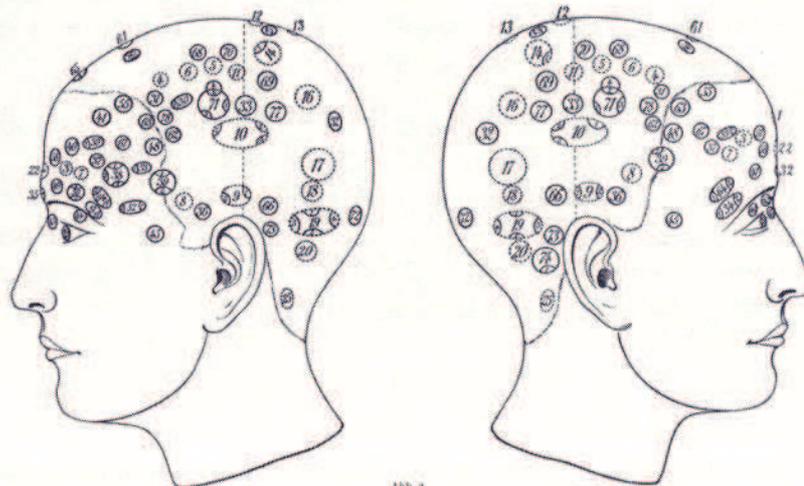


Abb. 4.  
Die Topographie der elektrodiagnostischen Reaktionsfelder des Schädels nach den Angaben von Hissey.  
(Es ist zu beachten, daß die in den seitlichen Regionen der Schädelhälfte liegenden Reaktionsfelder perspektivisch verkürzt erscheinen und entsprechend gezeichnet sind. Maßgebend für die genaue Lokalisation ist deshalb jeweils die gerade-unterverte Aufriht.)

Abb. 5

Jenseits von Farbensinn und Jähzorn, von Geschlechtstrieb und ästhetischen Empfinden werden aber ganz andere Werte abgreifbar, die dem Verfasser noch bis in die 50er Jahre des zurückliegenden Jahrhunderts ein Einsatzgebiet auf dem Feld der Eignungsprüfungen bescherten. Für die moderner Berufswelten und deren Gefährdungen soll die Seele zusätzlich auf Kategorien hin durchleuchtet werden, die deren Alltagsbetrieb in der moderner Arbeitswelt abzusichern versprechen: Aufmerksamkeit (28), Beobachtungsgabe (37), Bosheit (66 rechts), Pflichtbewusstsein (64), der Hang zum Dieb

stahl (71) oder die für jedes Betriebsklima wichtige Größe der Sensations- und Klatschsucht (78) werden so zu sachdienlichen Kriterien der Menscheneinteilung.<sup>41</sup> Zwischen Semiotik und Semantik gibt es Eigendynamiken und Wechselbeziehungen. Das Menschenwissen und seine Kategorien unterliegen dem Prinzip der Transponierbarkeit, genau genommen einer *doppelten* Transponierbarkeit: von Epoche zu Epoche und von physikalischem Zustand in physikalischen Zustand.<sup>42</sup> Bei solchen Interferenzen zwischen alten und neuen Menschenbeschreibungskünsten wie der Phrenologie oder der Psychologie, darf eine Pointe nicht verwundern, mit der Bißky dem goethezeitlichen Beschreibungsraster zu einer wundersamen Form der Selbstreflexivität verhilft: Besagte (am Punkt 60 auf der Schädeloberfläche lokalisierte) Kategorie des seelischen Einfühlungsvermögens wird durch eben jenes Verfahren der Interzeption zugänglich gemacht, das selbst in einem wundersamen Transfer und im Namen der Empfindsamkeit zwischen der Disposition eines Charakters und der Fähigkeit eines technischen Dispositivs oszilliert – durch jene akustische Apparatur also, die der um das Mikrophon bemühte Sachbearbeiter Tannenberg wegen ihrer technischen Sensibilität so entschieden *dem Typus der Empfindsamen* zuzurechnen gewillt ist.

## V.

Man könnte solche Befunde als Kuriositäten abtun und deren Randständigkeit getrost den Kulturwissenschaften in ihrem inzwischen nichts mehr auslassenden Geltungsanspruch anheimstellen, wenn in ihnen nicht *das* Phantasma aller Moderne mustergültig zur Anschauung und Anschrift gelangen würde: nämlich die Idee, vom Menschen wissen zu können, ohne ihn – unvermittelt – befragen zu müssen. Das ist bei aller Randständigkeit der verhandelten Fälle und damit aller scheinbaren Kasuistik zum Trotz die veränderte Matrix, in die das Wissen vom Menschen auch künftig eingetragen werden wird. Dieser Matrix und nicht der Auflistung kurioser Einzelgeschichten und kulturwissenschaftlich relevanter Daten ist die Beschäftigung mit solchen Dingen geschuldet. Weil, wie in der modernen Episteme immer wieder thematisch wird, kaum noch jemand dem Vorrang des Menschen bei der Wissenserzeugung traut, weil hinter dem, was dieser Mensch spricht, die Abgründe der Lüge und hinter all dem, was er tut, die Abgründe der

<sup>41</sup> Vgl. dazu noch einmal Schulte, „Über Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften“, a.a.O.

<sup>42</sup> Was Bißky als Diagnostik der Seele über Transformationen zwischen Spannungswerten und deren Verhörbarmachung ermöglicht, versuchen andere Verfahren unmittelbar im Bereich der Optik umzusetzen. Die Folge ist eine entsprechende Konjunktur von Gedankenphotographie und ähnlichen Interzeptionen an den psychischen Systemen. Vgl. dazu Clément Chéroux, „Ein Alphabet unsichtbarer Strahlen: Fluidalfotografie am Ausgang des 19. Jahrhunderts“, in: Städtisches Museum Abteiberg Mönchengladbach u.a. (Hg.), *Im Reich der Phantome. Fotografie des Unsichtbaren*, Ostfildern-Ruit 1997, 11-22 (v.a. den Abschnitt Gedankenfotografie).

Verstellung, der Simulation und Dissimulation lauern, weil dieser Mensch, allen moralischen Befunden zum Trotz, gar nicht anders kann, als seine Erinnerung zu verfälschen, weil seine Wahrnehmung so eigendynamisch wie eigenwillig daherkommt, dass die Täuschung der Regelfall und nicht eine gelegentliche Ausnahme ist – aus all diesen Gründen versuchen sich die Wissenschaften vom Menschen von störungsanfälligen Aussagen und irritierbaren Intentionalitäten frei zu machen.<sup>43</sup> Die entsprechenden Strategien erfolgen jenseits der Kommunikation, aber eben unter Ausnutzung sogenannter Kommunikationsmedien, kurz: Sie erfolgen im Zeichen der Interzeption. Wenn die strenge Unwissentlichkeit der Probanden zum Ideal erklärt wird, hat die Stunde der Interzeption geschlagen.<sup>44</sup> Damit diese greifen kann, damit Gedanken photographiert und Charaktereigenschaften kartografiert, telefonisch verstärkt und skaliert, auf Schädeloberflächen verortet und mit Bedeutung versehen werden können, damit all die semiotisch möglichen Operationen, die auf der Umsetzung und Verstärkung physikalischer Zustände beruhen, tatsächlich auch zur Lesbarmachung und zur Durchleuchtung des Menschen herangezogen werden können, muss dieser Mensch selbst seinen semiotischen Status grundlegend verändern. Diese Veränderung hat Foucault in der *Ordnung der Dinge* beschrieben: Der Mensch hat in ihrem Vollzug den Anspruch auf Bedeutungslosigkeit eingebüßt, „seine geringsten Gesten haben bis hinein in ihre unfreiwilligen Mechanismen und bis hin zu ihrem Misslingen eine *Bedeutung*. Alles, was er um sich herum deponiert, macht daraus Objekte, Bräuche, Gewohnheiten, Reden; die ganzen Spuren, die er hinter sich lässt, konstituieren ein kohärentes Ganzes und ein Zeichensystem.“<sup>45</sup>

Was immer dieser Mensch tut, und ganz egal, ob dieses Tun einem intentionalen Subjekt zugeschrieben oder auf jenes vervielfältigende Reich eines menschlichen Unbewussten zurückgeführt wird – auf der Suche nach möglichen Interzeptionen kann, darf und wird nichts ohne Bedeutung sein: Ein Stottern ist ebenso eine (Fehl-)Leistung, die etwas bedeutet, wie ein motorischer Tic oder ein Erröten, eine bestimmte Assoziationsverkettung oder ein telefonisch zugespielder Spannungszustand auf der Schädeloberfläche. Jenseits der Kommunikation und im Reich der Interzeption ist das Subjekt endlich um die Unschuld seiner Bedeutungslosigkeit gebracht. Ob Berufsberatung oder Psychologie, ob ärztliche Diagnostik oder Kriminalistik, ob Wahrnehmungsphysiologie oder Gedächtnisforschung – um vom Menschen

<sup>43</sup> Vgl. zu diesem Befund William Stern, „Angewandte Psychologie“, in: *Beiträge zur Psychologie der Aussage. Mit besonderer Berücksichtigung von Problemen der Rechtspflege, Pädagogik, Psychiatrie und Geschichtsforschung*, Leipzig 1903ff.

<sup>44</sup> Zum Ideal einer strengen Unwissentlichkeit von und in Versuchsanordnungen sowie den Verfahren ihrer Herstellung vgl. Otto Pötzl, „Experimentell erregte Traumbilder in ihren Beziehungen zum indirekten Sehen“, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie*, 37. Bd., 1917, 278-349.

<sup>45</sup> Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* Frankfurt/M. 1990, 428.

zu wissen, darf man ihn nicht mehr länger fragen. Stattdessen und statt dem, was aus irgendwelchen Gründen Kommunikation heißt, leisten ausgerechnet die Medien dieser Kommunikation ihrem anderen, ihrem scheinbar ganz anderen Vorschub. Und diese Interzeption gilt fortan den unscheinbarsten Regungen des Körpers. Um mit diesem in ein – wenn auch einseitiges – Gespräch zu kommen, braucht es Kommunikationsmedien, die, wie jene Telefonanordnungen in der Hörsimulantenenttarnung bei Kalcic oder in der Radiodiagnostik bei Bißky, die Seiten gewechselt haben und nun als Informanten der Interzeption dienen.

Dieser Frontenwechsel hat im Fall der Radiodurchleuchtung menschlicher Seelen sehr einfache, aber sehr weitreichende Gründe: in einer Physik, die mittels technischer Apparaturen allen nur möglichen Umsetzungen – wie etwa derjenigen zwischen Spannung und Ton – Vorschub leistet, in der Generierbarkeit von Codes, die den so gewonnenen Differenzen einfach nur bestimmte Bedeutungen zuzuweisen braucht, die also kurzerhand etwa die semantische Tradition der Phrenologie auf die Oberfläche des Schädels verzeichnet, und nicht zuletzt in einem Bedürfnis nach Wissen, das an den Subjekten vorbei erhoben wird und als authentisches Wissen dienen darf. Der Apparatebau, die semantische Tradition und die Bedürfnisse der modernen Episteme, den Menschen immer detaillierter und, dem Selbstverständnis solcher Anordnungen folgend, auch immer besser lesbar zu machen, formieren Dispositive. Deren operationaler Fluchtpunkt ist die Interzeption. Erst auf ihrer Grundlage können Menschen auf einmal mit sich selbst sprechen: Was ihnen bei dieser sonderbaren Form der Monologie mitgeteilt wird oder zu Ohren kommt, ist auf eine semiotisch vertrackte Weise die Einsicht in andere Wissensordnungen. Die Einheiten, die abfallen, sind etwa die Charakterologien der Goethezeit. Was dahingestellt bleibt, ist der Status der Apparatur selbst, einer Apparatur, die, weil sie selbst empfindsam ist, Empfindsamkeiten zu lokalisieren vermag. Vielleicht ist ja das reguläre Telefongespräch die Zweckentfremdung einer Interzeptionsapparatur und nicht umgekehrt.